

Drei japanische Museen, wovon eines in den USA steht, veranschaulichen, wie sich aus fernöstlichem Raumdenken moderne Ableitungen entwickeln.

Annäherung an den japanischen Raum

Das Kondensat eines Symposiums

Bericht: Nils Ballhausen Fotos: Jürgen Krusche

Der Autor weiß fast nichts über Japan. Weder kann er einen Aufenthalt dort nachweisen, noch hat er jemals zu Hause Japaner empfangen dürfen. Das Symposium im Japanisch-Deutschen Zentrum Berlin (JDZB) kommt ihm daher wie gerufen, um sich ein wenig heranzudenken. Das Thema: „Der Raum der Stadt – Raumtheorien zwischen Architektur, Soziologie, Kunst und Philosophie in Japan und im Westen.“ Recht viel für anderthalb Tage, denkt er, aber am Ende dieser Veranstaltung wird er doch glauben, es seien ein paar Haken in das Themengebirge gehauen worden, die bei einer intensiveren Beschäftigung hilfreich sein könnten. Die Veranstaltung bildet den Abschluss eines Forschungsprojekts, das der Künstler Jürgen Krusche an der Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich initiiert und geleitet hat.

Es referiert der Architekt Kazuhiro Kojima, Tokio, über die Raumkonzeption seiner Bauten. Beim Neubau der Hochschule in Hakuou (Heft 46/2001) hat er den Bauherrn davon überzeugt, vom herkömmlichen Klassenraum-Korridor-System abzuweichen. Stattdessen entwickelte Kojima ein System von „Wege-Räumen“, das den Bewegungsfluss der Studenten aufgreift. Innerhalb des Gevierts von 120 x 120 Metern gibt es

keine abgeschlossenen Zellen, sondern nur mehr funktional definierte Flächen (für Labore, Technik etc.) und freie Flächen, die je nach Bedarf belegt werden können. „Zuerst wurde das Mobiliar geplant, dann die Wände“, sagt Kojima. Die Pläne sehen eher nach einem Diagramm aus, die Fotos zeigen ein unspektakuläres Gebäude, das jedoch, wie man hört, den Lehrbetrieb der Hochschule völlig umgekrempelt hat.

Evelyn Schulz, Professorin am Japan-Zentrum der Ludwig-Maximilians-Universität München, geht in ihrem Vortrag auf die traditionellen Gassen der japanischen Stadt ein. Diese *roji* erschließen, ausgehend von den Hauptstraßen, das Innere der dichtbesiedelten, meist zwei- bis dreigeschossigen gerasterten Quartiere. Ihnen eigen ist der fließende Übergang zwischen öffentlichem, halböffentlichem und privatem Raum, der für westlich geprägte Menschen undurchschaubar, bisweilen gar chaotisch wirke. Erst der auch in Japan anzutreffende literarische Flaneur des beginnenden 20. Jahrhunderts hat in den Gassen eine Qualität entdeckt, freilich eine nostalgische, zu der der Passant eher neigt als der Bewohner. Diese Nostalgie war zugleich Kritik am radikalen Wandel der japanischen Gesellschaft. Wegen der Enge, der oft unzureichenden hygieni-

schen Verhältnisse und der hohen Brandgefahr sind seit dem Zweiten Weltkrieg unzählige traditionelle *roji* der Modernisierung zum Opfer gefallen. Heute gelte, sagt Schulz, die Struktur der *roji* in bestimmten Kreisen als ein Mittel zur Wiederbelebung der japanischen Stadt, die sich den demographischen Problemen der Überalterung und Schrumpfung gegenüber sieht. Dem widerspricht der Architekt Kojima. Er sieht darin eine Belebung des Tourismus, aber kein ernst zu nehmendes Bauprogramm zur Stadtreparatur.

Carl Fingerhuth, als Architekt und Stadtplaner u.a. in China tätig, weist darauf hin, dass derzeit in München eine Bebauung entsteht, die deutlich von der Raumerfahrung der *roji* inspiriert sei: die Werkbundsiedlung nach dem städtebaulichen Masterplan von Kazunari Sakamoto (Heft 15–16). Dort sind auf klar begrenztem Feld rund 40 Punkthäuser mit abgestuften Zwischenbereichen vorgesehen. In seinem Vortrag zeichnet Fingerhuth ein bewusst plakatives Bild der essentiellen Unterschiede zwischen dem Fernen Osten und dem Abendland. Seit Beginn der Moderne vor über 200 Jahren hätten sich die jeweiligen Raumauffassungen voneinander entfernt. Während der Westen rational-technisch, zeitfixiert, perspektivisch organisiert und auf das Individuum bezogen sei, habe im Osten das sinnlich-emotionale, das zeitfreie, das aperspektivische Denken seinen Sinn behalten, zudem stehe das Kollektive im Vordergrund. Insbesondere spiele dort die in das moderne Leben integrierte Spiritualität eine wichtige Rolle. Das Interesse für Ökologie betrachtet Fingerhuth als einen Versuch des Westens, die wegrationalisierte Spiritualität zurückzugewinnen.

Die Soziologin Martina Löw, Professorin an der TU Darmstadt, erläutert, dass in ihrer Disziplin der „relationale Raum“

seit einigen Jahren an Bedeutung gewinne. Raumsoziologen beschäftigen sich mit der Wechselwirkung zwischen Raum und menschlicher Handlung. Raum spannt sich auf zwischen lauter Gleichzeitigem. Diese Gleichzeitigkeit der raumbildenden Elemente, ob Individuen oder Materie, verbunden mit ihrer jeweiligen Außenwirkung, Handlung, Geräusche, Gerüche etc., erschafft differenzierte, aber nur schwer fassbare Atmosphären, mit denen Zugang und Ausschluss von Menschen organisiert werden.

Dieter Mersch, Professor für Philosophie an der Universität Potsdam, führt aus, wie der Raum seit der Antike bis heute „mathematisiert“ wurde. Das Koordinatensystem der Neuzeit zerlegte die Welt in einzelne Punkte und setzte diese miteinander in Beziehung. Mit dieser Raumauffassung ließ sich die *terra incognita* erst gedanklich, dann physisch bewältigen. Sie ist die Grundlage für die große Bedeutung des Individuums im abendländischen Denken. Zugleich aber verdrängte sie auch die Leere, ohne die kein Raum denkbar ist.

Mit Günter Nitschke, Direktor des Instituts für Ostasiatische Architektur und Städtebau in Kyoto, endet die Veranstaltung. Er bestreitet, dass die japanische Raumvorstellung auf den Westen übertragbar ist. Allein an dem unübersetzbaren japanischen Begriff *ma* zeige sich, dass man, um ihn begreifen zu können, bereits als Säugling mit *tatami* und *shoji* gelebt haben muss. Wo das Individuum nicht als eigenständige Bezugsgröße gilt, der Mensch sich zu jedem Zeitpunkt als Teil einer Gruppe empfindet, sind Hausnummern und Straßennamen entbehrlich und durchlässige Raumfolgen zwingend.

Diese Aspekte, hier komprimiert dargestellt, mögen dabei helfen, in den drei Museumsbauten dieses Heftes mehr zu entdecken als nur das Spektakuläre.



Wie der öffentliche Raum in Tokio von privaten Elementen geprägt ist: Plakate zeigen kulturelle oder politische Vorlieben der Bewohner, Pflanztröge als Naturschutz, ein improvisierter Schirmständer an der Bushaltestelle.

Die Fotos entstanden im Rahmen des Forschungsprojekts *city_space_transition* an der HGK Zürich.